

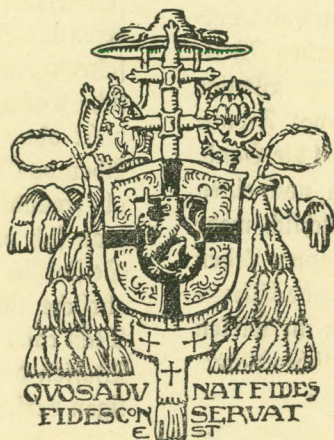
Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg.

Nr. 23

Freiburg i. Br., 26. Oktober

1937



Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade

Erzbischof von Freiburg

Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz

entbietet dem hochwürdigen Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese

Gruß und Segen im Herrn!

Beliebte Erzdiözesanen!

Wenn ich aus Anlaß meines Priesterjubiläums ein Hirten schreiben an meine Erzdiözesanen richte, so beherrschen mich dabei Wehmut und Freude. Wehmut, sofern ich der stürmischen Flucht unseres Lebens und der unaufhaltsamen Vergänglichkeit alles Irdischen gedenke. Freude, dankbare Freude, weil ich dem Gnadenruf Gottes gefolgt und Priester geworden bin, ja vier Jahrzehnte bereits im Heiligtum arbeiten durfte. Und nun ist es mir fast, als zöge an meinem geistigen Auge alles vorbei, was sich in

allmählicher Entwicklung seit 1897 vollzog. Ich sehe mich wieder in der kleinen Kirche des hl. Johannes Berchmanns in Rom, in der ich mit mehreren anderen die Priesterweihe empfing, um am Allerheiligensfest bei der „Mutter von der immerwährenden Hilfe“ mein Erstlingsopfer zu feiern. Ich vergegenwärtige mir das tiefe Erlebnis jener unvergeßlichen Audienz, die der Heilige Vater Leo XIII. nach Abschluß der Studien uns jungen deutschen Priestern gewährte, um unsere Arbeit in der Heimat mit seiner bleichen, fast schnee-

weißen Greisenhand zu segnen. Rom! Bis auf den heutigen Tag lebt und wirkt es in mir als eine der unauslöschlichsten Erinnerungen in wachsender Verklärung weiter, mit all dem Machtvollen und Heiligen, wie nur die Ewige Stadt es in Überfülle besitzt. Nicht das geringste wurde mir, trotz mehrjährigen Aufenthaltes dort, von meiner deutschen Art und Treue genommen. Sie haben sich vielmehr vertieft und erhöht und mit dem geistesweiten Blick über die Zeit und den Erdenraum verbunden.

Und dann fuhr ich in mitternächtlicher Stunde nach Süden, um als einsamer Wanderer bei grauendem Tag den Monte Cassino zu besteigen und mit umflortem Blick den verhaltenen Groll des rauchenden Vesuv und das sonnige Tiefblau des Meerbusens von Neapel zu genießen und Pompejis entartete heidnische Kultur mit der erlösenden Weltenerneuerung durch Jesus Christus zu vergleichen. Wenige Wochen danach drückte ich meinen alten, aber vor Freude sich verjüngenden Eltern in jubelnder Dankbarkeit die Hand. Sie haben mir weder viel Geld oder Gelbeswert, noch einen klingenden Namen vererbt, aber mich unvergleichlich mehr mit ihrem charaktervollen, unermülich arbeitsamen Leben und ihrer opferwilligen Liebe bereichert. Christliche Elternschaft wird von keiner anderen übertroffen. In ihr wirken die natürliche Liebe der Menschen und die göttliche Vaterchaft mit ihren tiefsten Beweggründen zusammen.

Meine priesterliche Arbeit in der Heimat begann. Die wenigen Monate auf meinem ersten seelsorgerlichen Posten und die Kaplansjahre in der Hauptstadt unseres Landes winkten mit frohen Erinnerungen über die Jahrhundertwende herüber. Dann aber gehörte ich meiner zweiten Heimat in der südöstlichen Grenze unseres badiſchen Landes. Ich verwuchs so innig mit ihr, als ob uns nur der Tod zu scheiden vermöchte. Es war der See, der mich mit seinem wechselvollen Anblick unaufhörlich berückte und bald leise und lockend, bald gewaltig brausend und donnernd zu mir sprach. Es war der ungehemmt weite Blick auf die langsam ansteigenden, fruchtbaren Ufer mit ihrem welligen, im Dunst verschwimmenden Horizont und die firnbedeckten Bergriesen der Schweiz. Es war die große, in das Weltgeschehen tief eingreifende Geschichte der Stadt, in die ich mich forschend vergrub. Es war die studierende Jugend um mich her, die mit aneifernder Hoffnung nach einer priesterlichen Zukunft ausschaute, und eine wachsende Schar katholisch-treuer Jungmänner, mit denen mich bald eine unzertrennliche Freundschaft verband. Es waren hochveranlagte, charakterstarke und lebensreife Priester, die mir als leuchtende Vorbilderdienten, und es war ein alt-ehrwürdiges Kloster am Rhein, an dessen raschem geistigen Aufblühen und Fruchtbringen ich in Bescheidenheit mithelfen durfte. Nicht viele Jahre zuvor glaubte ich noch allen Ernstes daran, daß die heilige Wissenschaft und die schöne Kunst das Hochziel meines irdischen Strebens sein könnten, aber nun lernte ich durch Gottes

gnadenvolle Fügung die „Kunst aller Künste“, die Leitung der unsterblichen Seelen, und lehrte die Wissenschaft aller Wissenschaften, die sich im christlichen Leben zur Weisheit der Ewigkeit entfaltet. Inmitten einer einzigartig reizvollen Natur durfte ich gnadenvermittelnd jene unvergleichliche Schönheit verleihen, die in der Nachfolge des „Schönsten aller Menschenkinder“ und in der Gottähnlichkeit beruht. Wie groß ist doch der Beruf eines katholischen Seelsorgers, wie groß! Es ist kein Hochmut, der uns Priester bei diesem Ausruf erfüllt, sondern Demut, tiefe christliche Demut, die an die unverdiente Berufung und Gnade von oben und an die schwere Verantwortung vor dem ewigen Hohepriester denkt. Dazu ist das seelsorgerliche Leben kein ungestörtes, frohgemutes Dahinschreiten ohne Enttäuschungen und Kreuze. Der „Widersacher von Anbeginn her“ sorgt erfahrungsgemäß immer dafür, daß sich die eigene priesterliche Gestaltung und das christliche Werben und Sammeln nicht ohne heftige Widerstände und Rückschläge vollzieht. Aber das eine erschien mir in jener frühlingsartigen Zeit als freundlicher Ausgleich und menschlich schöner Trost, daß man sich persönlich nähertreten konnte, selbst wenn sich die Geister in ihren Anschauungen kreuzten. Man achtete die ehrliche Überzeugung und sprach sich in Sachlichkeit aus. Man rang zwar nicht selten heftig miteinander, aber mit den Waffen der Kultur, die alles Machtpochen und Vergewaltigen verschmäht. Ich grüße, in diese frühpriesterliche Vergangenheit zurückblickend, in Wertschätzung und Dankbarkeit alle, mit denen mich die Seelsorge oder die geistige Auseinandersetzung zusammenführte. Ich grüße euch, ob ihr noch lebt oder schon eingegangen seid durch das dunkle, allgemeine Tor, an dem der erdgebundene Tod das Geleite unserer heimkehrenden Seele dem Engel der göttlichen Barmherzigkeit übergibt!

Und nun kam der Krieg, der furchtbare Zerstörer und schöpferische Erwecker. Wie rasch verfliegt doch die Zeit! War es nicht erst vor wenigen Monaten oder Jahren, daß ich den in äußerster Spannung versammelten Katholiken der Stadt den ersten deutschen Sieg im Katholischen Vereinshaus melden durfte? Wie schlugen damals unsere Herzen in vaterländischer Opferwilligkeit höher und wie klang aus Freude und Stolz das jubelnde Deutschlandlied durch das verdunkelte Stadtviertel in die gestirnte Sommernacht.

Und nun rollten sie Woche für Woche hinaus, wie zu einem Feste mit Wimpeln und Kränzen geschmückt, die Transporte der nachstoßenden Soldaten! Und noch immer klingt es mir im Ohr, das traurigsüße Lied vom heimatlichen Wiedersehen, das für so viele von ihnen im Winde verwehte wie die zerflatternde Rauchfahne des Zuges, der sie in den Selbsttod entführte. Mehr als einmal dachte ich selber daran, mich, einem stürmischen Freunde gleich, für den Schützengraben zu melden, aber ich fand in der Heimat der vaterländischen Arbeit genug und übergenuß. Duzende, nein, viele Hunderte von Witwen und Waisen habe ich in

den folgenden Jahren priesterlich getröstet und durch die christliche Caritas nach Kräften unterstützt, von den ungezählten Briefen und gehäuften Liebesgaben an die Front gar nicht zu reden. Heute freilich wollen unsere Gegner nichts mehr davon wissen und werfen der Kirche vor, sie hätte ihre heilige Pflicht im Kriege schmäblich verjäumt. Wir Christen und Katholiken heißen keinen lärmenden Dank und verlieren auch über die entwerteten Kriegsanleihen unserer Stiftungen und Fonde kein Wort, wir fordern nur jene Gerechtigkeit für uns, die eine verbürgte geschichtliche Wahrheit nicht in ihr Gegenteil verkehrt und die ungeheueren Blutopfer von Millionen christlicher deutscher Brüder und die Liebestätigkeit der katholischen Neutralen mit undeutscher Vergeßlichkeit und Vorwürfen heimzahlt. Oder war es nicht dank- und dankwürdig, was die nicht übermäßig begüterten Katholiken der Schweiz für uns Deutsche in jenen Kriegsnotäten taten? Nur eines sei hier als eigenes Erlebnis erwähnt: Mit Tränen in den Augen vor Mitleid und Scham habe ich selber den ersten Zug ausgehungert und fränklicher deutscher Kinder am Kreuzlinger Zoll über die Sperrgrenze geführt und mit väterlicher Freude sie Monate später bei der Heimkehr begrüßt, wenn sie erholt und aufgeblüht waren, wie die verkümmerte und verdorrte Natur nach einem reichlich erquickenden sommerwarmen Regen. Der ersten Versendung deutscher Kinder sind später Duzende und Aberduzende gefolgt, ohne daß sich die Bereitwilligkeit der katholischen Schweiz im Gutestun erschöpfte. Dank euch katholischen Brüdern und Schwestern auch heute noch dafür, über die Flüsse und Berge hinweg, die zwar Landes-, aber keine Stammesgrenzen bilden!

Zu den wachsenden Sorgen daheim kamen dann die schlimmen Nachrichten aus dem Feld. Wortlos schlich ich meistens von den früher so freudig aufgesuchten Meldefeldern heim, mit Wunden, die bluteten und schmerzten, wie jene unserer Brüder im Kampfe. In schlaflosen Nächten denke ich manchmal daran, und dann gehen die Narben wie unter neuen Sieben wieder auf, wenn man jetzt uns katholische Priester und Bischöfe der Vaterlandslosigkeit und selbst der Volkschädlichkeit zeihet. Damals dachte man anders und hielt schmutzhafte Ehrenzeichen und zahllose eiserne Kreuze auch für die Priester und Ordensleute bereit. Wie doch die Zeiten sich ändern und der Dank sich in Undank verkehrt!

Und nun ging der Krieg mit dem deutschen Rückzug zu Ende. Ich habe noch vor dem Versailler Vertrag die Rede auf die heimgekehrten Soldaten gehalten und die verdemütigte Heimat mit den Worten begrüßt und beklagt:

„Wie grüße ich dich innig, deutsche, heimatliche Erde, nicht minder herzlich und heiß wie damals, als du groß warst und herrlich geachtet unter den Völkern. Fast noch inniger grüße ich dich heute, wo verloren deine Krone, gefallen deine Größe, beschmuht deine Würde, wo die Königin der Welt geworden ist zur Sklavin der Völker, wo die Feinde um das lodernde Feuer ihres Hasses zusammensitzen, um

dein Eigentum und dein Geschmeide zu teilen. O, wie schienen wir groß! Deutschland vermeinte ein Riese zu sein wie Samson und die Philister der Welt zu erschlagen, und nun haben sie ihm heimtückisch seine stolzen Locken geschoren und seine Augen geblendet und ihn im eigenen Hause eingesperrt, damit er für sie mahle und mahle und seine Zukunft zerreiße. Und wie seltsam, wie unbegreiflich, wie schmachvoll! Dieser Riese knirscht nicht einmal in seiner Ohnmacht und Verflavung! Was kümmert ihn, daß er in Ketten liegt, und daß sie immer neue Ketten für ihn schmieden! Meine lieben Freunde und Brüder, das ist das traurigste an unserem Volke, daß es immer noch nicht den ungeheueren Ernst erfährt, daß wir uns selber zerreiben, statt uns zu besinnen, daß wir auf der Erde dahinkriechen, statt uns aufzurichten wie ehrenhafte Menschen, und den Siegern ins Auge zu schauen. Das ist das Allernötigste, was wir brauchen: Charakter nach außen. Unglück zu haben ist Menschen- und Völkerlos. Erdrückt zu werden von einer Welt von Feinden keine Schmach, sondern Ruhm. Aber Schande über Schande ist es, gleichgültig zuzusehen, wie sie uns die Kette immer enger legen, um Deutschland damit zu erdroffeln. Frankreich hatte vor rund fünfzig Jahren auch Unglück, aber es gab sich nicht selber auf. Deutschland trug vor rund hundert Jahren auch Ketten, aber es trug sie mit Würde. Und wir? Und wenn wir den Frieden noch nicht haben, und wenn es ein erbärmlicher, ein vernichtender Friede wird, dann trägt die Schuld nicht euer zurückgedrängtes, aber unbefiegtes Heer, nicht unsere frühere Staatsform, nicht unsere Diplomatie, sondern das deutsche Volk, das tanzt und sich berauscht, während eine unsichtbare Hand über uns ihr Mane, Tekel, Phares — gezählt, gewogen, geteilt, in die Weltgeschichte schreibt.“

Soweit wenigstens meine damaligen Worte. Und nun die zeitgemäße schmerzliche Frage: War es ein Vaterlandsfeind oder gar ein Volkschädling und „Verräter ersten Rangs“, der so zu den deutschen Menschen inmitten des völkischen Zusammenbruchs in ehrlicher Zornesglut sprach? Und wo waren, so frage ich, Antwort mit Berechtigung heischend, weiter, im Krieg und nach dem Krieg nicht wenige von denen, die uns heute die Deutschehre ungestraft schmälern und rauben?

Die Nachkriegsjahre kamen, die erst spätere Zeitläufe aus den europäischen Verhältnissen heraus in Gerechtigkeit beurteilen werden. Nur das eine stelle ich hier fest, daß wir katholischen Priester damals, wie kaum jemand anders, mit dem frech und gewalttätig vorstoßenden Kommunismus als unserem Todfeind grundsätzlich und tatsächlich rangen. So überraschte es weiter auch nicht, daß die Männer des geplanten bolschewistischen Umsturzes mich selber auf die Liste ihrer Geißeln und Geächteten setzten. Hätte man in jener vulkanischen Zeit gegen uns den Vorwurf des heimtückischen Paktierens mit den Mordgesellen in Moskau erhoben, so wäre diese Anklage ohne weiteres der öffent-

lichen Lächerlichkeit verfallen. In Wirklichkeit mußten handfeste Männer damals unsere Konstanzner Pfarrhäuser bewachen, damit kein kommunistischer Überfall mehr bei Nacht und Nebel erfolge. Und wenn wir von jener üblen Zeit an noch mehr als bisher die Notwendigkeit und den Wert der katholischen Vereine und Verbände betonten, so geschah es nicht zuletzt auch aus vaterländischen Beweggründen. Christlich erzogene und geführte Jugend wird nie zu einer Gefahr für das Volk und den Staat! Für die entchristlichte Jugend aber büрге ich nicht.

Nach fast 20jähriger Tätigkeit habe ich im Jahre 1922 die Dreifaltigkeitskirche in Konstanz verlassen, um jene des Münsters zu übernehmen. Die Inflation übersteigerte sich damals alltätlich, so daß fast aller öffentliche und private Geldbesitz in der papierenen Wertlosigkeit aufging. Trotzdem war es allerhöchste Zeit, aus katholischer Kulturpflicht die Restauration des verwahrlosten Münsters zu beginnen. Mit Gottes Hilfe und der Unterstützung des Staates und der Katholiken der Stadt und der Schweiz gelang in zwei Jahren die Vollendung. Ich betone es von neuem, auch der Schweiz, denn selbst ein Jahrhundert diözesaner Abtrennung hat die innigen Beziehungen nicht zu stören vermocht, die die ehemalige Bischofsstadt am See mit dem biederen, katholischen Schweizervolk verband. Wir leugnen es nicht: Auch Blut und Rasse verknüpfen die Schicksale der Menschen, aber ein anderes unbestreitbar auch, das in der christlichen Geistigkeit besteht, um Raum und Zeit zu überwinden.

Und dann trug ich meine gute Mutter an einem Fronleichnamstage auf dem Konstanzner Friedhof zu Grabe. Gott allein weiß, was ich damit verlor, und wie schwer es mir bald darauf wurde, die Stadt am Bodensee mit ihrer kirchlichen Erbin an der Dreisam zu vertauschen. Ich ahnte es damals noch nicht, daß jene fünf Jahre, die in meinem Leben nun folgten, nur eine gottgewollte Vorschule waren zu meinem bischöflichen Beruf.

An einem eisigkalten, schneeweißen Tag trat ich ihn droben im Sachsenland an, fern von der schwäbischen Heimat und fern von den zahlreichen, treuerprobten Menschen, die ich von Jugend her kannte. Und doch fühlte ich mich bald auch in meinem Diasporabistum daheim, weil neben der Deutschstämmigkeit der christliche Glaube und die katholische Liebe mich mit meinen Diözesanen verschweißte. Schon plante ich das eine oder andere größere Unternehmen, um vom Christentum her die ungeheuere Flut kommunistischer Ideen in der arbeitenden Bevölkerung zu dämmen, da rief mich, ohne jegliches Zutun meinerseits, der Wille des Heiligen Vaters in die Heimat und damit zu euch, meine lieben Diözesanen, zurück. Und schon sind über fünf Jahre dahin, seitdem ich euer Erzbischof bin. Fünf Jahre in inniger Verbundenheit mit, aufrichtig ergebener, vortrefflichen Räten. Fünf Jahre in brüderlicher Treue und Fürsorge gestellt an die Spitze

meiner wackeren Priester. Fünf Jahre ohne Wanken in der Liebe und Opferwilligkeit für die deutsche Heimat und das Volk. Ich bekenne es hier offen: die vergangenen fünf Jahre waren die allerschwersten meines ganzen bisherigen Lebens. Doch ich reiße tiefe Wunden nicht unnötig in der Öffentlichkeit auf, die ohnedies immer noch bluten und schmerzen, und ich klage in rachüchtiger Bitterkeit jene nicht an, die sie mir schlugen. Denn „der Knecht ist nicht über dem Herrn und der Jünger nicht über dem Meister“. Und aus der Prüfung erwächst erfahrungsgemäß mehr göttlicher Segen als aus dem fröhlichen Wandern ohne Kreuz. Ich mache mich sogar noch auf Schwereres und Schwerstes gefaßt. Das Kampfziel unserer weltanschaulichen Gegner tritt ja immer klarer und drohender zutage. Sie machen ja selber kein Hehl mehr daraus. Da weiß ich ohne zaghaftes Überlegen, wo meine eigene Stelle im Geisteskampf ist, der uns aufgezwungen wird. Oder haben wir den Kulturkampf denn entfesselt und nicht jene, die im Christentum und namentlich in der katholischen Kirche nicht mehr das kostbare Erbe einer vergangenen, großen Zeit und das heiligste Anliegen von zahllosen lebenden deutschen Menschen, sondern etwas durch die Entwicklungsgeschichte der Kultur Überwundenes, Entwertetes und Deutschfeindliches erblicken, das auszurotten ist? Stets waren und sind wir Katholiken bereit, dem Staat und dem Volke zu geben, was dem Staate und dem Volke gehört, aber auch Gott und unserer Kirche, was wir ihnen aus christlicher Gewissenspflicht schulden. Das muß gerade der Bischof als verantwortlicher Führer immer und immer wieder betonen, um für die Gerechtigkeit und damit auch für die Wahrheit ein apostolisches Zeugnis abzulegen, das vor keinem Leiden zurückschreckt, wie das christliche Leiden noch sieghafter ist als das Handeln. Zuletzt ist es doch immer das Geistigste, sagen wir deutlicher, die göttliche Wahrheit, die alles Zeitgeborene und Scheinwahre überwindet.

Darum stehen wir auch mit unerschütterlichem Optimismus in unserer wogenden und gärenden Zeit. Erscheint sie auch unvergleichlich schwer, so ist sie doch andererseits auch unvergleichlich groß. Wiedergeburt unseres Volkes und Staates zur Ehre und Größe! Kampf gegen die Feinde jeglicher Kultur, die von Osten und Westen her mörderisch drohen. Kampf um den wahren Glauben an Gott, den manche wieder mit den Götzen verwechseln. Kampf gegen die Feinde der christlichen Kultur, die sich im eigenen Volke breit machen! Kampf um die Jugend beiderlei Geschlechts, die die christliche Zukunft des Volkes und der Kirche sein muß. Kampf um die Ehre, die Freiheit und die gesetzlich verbürgten Arbeitsfelder der Kirche! Kampf um die Treue zu Rom, wo in der Nähe der rauschenden Brunnen des Petersplatzes ein uralter ägyptischer Obelisk die christliche Frohbotschaft trägt: „Stat Crux, dum volvitur orbis!“ „Es steht unerschütter-

lich das Kreuz, selbst wenn der Erdkreis in Umstürzen erbebt!" Kampf freilich, wo man alt und müd geworden ist und eher nach der Ruhe als nach dem Ringen sich sehnt! Kampf, wo es einem das Herz fast zerreißt, daß man kämpfen muß mit Brüdern, verbunden mit uns durch Sprache und Blut! Kampf unbegreiflichster Art um das Recht, als deutscher Mann in Ehren zu gelten, wie unsere christlichen Eltern und Voreltern deutschstämmige und deutschapfere Männer und Frauen waren! Aber wozu nach dem Gesagten sich beklagen und ärgern? Wozu unnötiges, zeitraubendes Fragen und Grübeln? Kampf ist immerhin besser als ein fauler, weltanschaulicher Friede. Der Kampf weckt die Schläfer und Schläfrigen auf und offenbart unsere persönliche Stärke und die unerschöpfliche Kraft unserer christlichen Überzeugung und Kirche. Der Kampf sammelt, wirbt und entlarvt die Feiglinge und Heuchler und scheidet die bisherigen Mitläufer von den heldischen Soldaten. Nicht umsonst sprach der Heiland das messerscharfe Wort: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Kampf ist damit der sicherste Weg zum letzten ewigen Frieden.

So schreite ich denn apostolisch entschlossen meine Bahn in das fünfte Jahrzehnt meines priesterlichen Lebens. Mag kommen, was will! Ich hasche nicht nach irdischer Anerkennung und vergänglichem Dank. Sie befriedigen doch nicht! „Der mich richtet, ist der Herr.“ Ich eifere für Christus, damit wiederkomme sein Reich. Bin ich auch bei manchen verkannt und von anderen gehaßt, gelästert und geschmäht, was verschlägt's! Mein göttlicher Führer und Meister war es ja auch und noch unvergleichlich mehr. Ich bete nicht um das, was mir bequeme Ruhe oder irdische Tröstung verschafft, sondern um das, was dem deutschen Volk in christlicher Verbundenheit frommt, auch wenn die Wolken die untergehende Sonne meines Tages verhüllen. Ich bete, daß ich selber treu bleibe und unerschütterlich treue Priester und unentwegt charaktervolle Diözesanen wie Mauern und Türme mich umgeben, wenn die Wölfe in unsere Herde und Hürde einbrechen. Und ich danke in freudiger Ergreifenheit dem katholischen Klerus und Volk, die unentwegt treu zu mir stehen und zahllose Beweise dafür erbrachten. Ich blicke demütig staunend empor zu den Märtyrerbischofen Spaniens, die mit ihrem Bekenntnis und

Blut auch der deutschen, christusfeindlichen Welt unüberhörbar verkünden, was ein katholischer Christ aus der Gotteskraft seiner Kirche auch in der Gegenwart vermag. Weitaus der größte Teil meines Lebens ist dahin. Soll ich es beklagen, wo die Ewigkeit winkt? Wenn man in meinem Alter steht, rechnet man nicht mehr mit Jahrzehnten, sondern denkt an den Tag, an dem der Tod kommen wird, „wie der Dieb in der Nacht“. Wenn ich heimgehe zu Gott, soll es das Bekenntnis und der Trost meiner letzten Stunde sein: Im Kreuz allein ist Heil! Ich habe in Gottes unendlicher Kraft in schwerringender Zeit nicht versagt.

Es segne Euch der allmächtige Gott † der Vater, † der Sohn und † der Heilige Geist. Amen.

† Conrad,
Erzbischof.

(Ord. 23. 10. 1937 Nr. 16 429.)

Feier des Christkönigsfestes.

1. Vorstehendes Hirten Schreiben ist am Christkönigsfest, Sonntag, den 31. d. M., während des Vormittagsgottesdienstes von allen Kanzeln der Erzdiözese zu verlesen.

2. Der Hauptgottesdienst am Christkönigsfest ist vor ausgelegtem Allerheiligsten zu halten. Am Schlusse folgt das Gebet für den Oberhirten und die Erzdiözese (Magnifikat S. 155), Te Deum und Segen.

3. Am Nachmittag oder Abend ist für die ganze Pfarrgemeinde in der Kirche eine Feierstunde mit Christkönigsweihe unter besonderer Mitwirkung der Kinder und der Jugend zu veranstalten. Lieder und Texte hierfür finden sich in der Jubiläumsschrift, die den Pfarrämtern bereits zugegangen ist.

4. Die allgemeine Christkönigskollekte, die als Jubiläumsoffer zu einer Stiftung zur Förderung des Priesternachwuchses bereits angeordnet ist, ist den Gläubigen in allen Gottesdiensten wärmstens zu empfehlen.

Freiburg i. Br., den 23. Oktober 1937.

Erzbischöfliches Ordinariat.

